

VIII Der Fakir

Immerhin, die falsche Vorstellung vom Helden kann historisch berichtigt werden und nicht in ihr liegt das Verkappt-religiöse, nicht in ihr liegt der Schaden der Heldenanbetung. Er liegt, ganz kurz gesagt, darin, daß die Heldenanbetung — wie wir es schon bei den Energos-Büchern gesehen haben — im Anbeter den Willen und das Wagen aufs Erfolgreichste lähmt. Heldenanbetung ist der sicherste Weg, keine Helden zu erzeugen, sondern zagende Schwächlinge, die auf den kommenden Mann warten.

Aber noch nicht einmal damit sind wir auf dem Grunde der Dinge. Denn heute besteht ja gar keine Heldenanbetung mehr. Was ehemals so hieß, hat inzwischen den hinterweltlerischen Zug in sich verstärkt. Nicht auf den Helden wird heute gehofft, nein, einfach auf den politischen Messias, der alles zum besten wenden wird und dem man daher blindlings vertrauen muß. Diese verkappte Religion ist noch religiöser als die Religion. Denn nicht der festeste Glaube an Gott und sein gnädiges Walten über mir entbindet mich davon, mein Tagewerk zu tun. Aber die Hoffnung auf den politischen Wundertäter besorgt das tatsächlich.

Es ist schwer, einen Beweis gegen ihn zu führen. Daß er von der Majorität für einen Schädling gehalten, für verrückt erklärt, als ein Abenteurer ohne Fond bezeichnet wird, spricht in den Augen seiner Anhänger eher für ihn und sie haben dabei die historische Erfahrung ganz auf ihrer Seite, denn Bismarck geschah das selbe und, wie wir heute nach genauerer Kenntnis der Einzelheiten aus der Konfliktzeit ruhig zugeben dürfen, nicht mit Unrecht. Er war tatsächlich zwischen 62 und 66 eine Art politischer rastaquere.

Eher läßt sich schon der Beweis gegen unsere politischen Wundertäter umgekehrt führen. Sie haben zu viel Zulauf; sie werden sofort populär. Man kann nicht angeben, wie der nächste große Staatsmann aussehen wird noch was er tun wird. Aber

man darf ziemlich sicher sein, daß er, wie alle seine Vorgänger, der bestgehaßte Mann im Lande sein wird. Wenn einmal ein Mann auftaucht, mit dem niemand von uns einverstanden ist und der sich trotzdem durch keinen von uns stören läßt, dann kann es vielleicht an der Zeit sein, aufzumerken, ob nicht tatsächlich ein Held sich entwickelt. Wodurch wird er sich von den politischen Heiligen unterscheiden? Natürlich können wir nicht wissen, was er tut. Es wußte in Bismarcks Anfängen niemand so recht, was er eigentlich tat und worauf er hinaus wollte. Sein Tun wurde durch eine Masse Entstellungen und falscher Gerüchte so überwuchert, daß schließlich auch diejenigen, die seine Arbeit wirklich sahen, vielleicht nicht mehr recht wußten, woran sie mit ihm waren.

Dagegen ist uns Heutigen etwas anderes schwer verständlich. Wenn nämlich der Staatsmann Bismarck in seinen Anfängen unverständlich blieb, so begreifen wir doch schwer, warum auch der Redner unverständlich geblieben ist. Dieser Ton, meinen wir, der von allem Gewöhnlichen abwich, hätte Verdacht auf Größe schon in seinen Anfängen erregen müssen. Wenn heute jemand den Mut hat, einfach und unverblümt zu sagen, was er will oder auch nur, was er bestimmt nicht will, was er kann oder auch nur, was er bestimmt nicht kann, dann wäre vielleicht der Verdacht auf Größe wieder gerechtfertigt. Mit diesem Wertmesser in der Hand trete man einmal an die Zeitungspalten heran, die die politischen Reden enthalten. Und man wird ohne Schwierigkeit gewahr werden, daß sich die politischen Wundertäter von heute nicht etwa nur nicht zu ihrem Willen zu bekennen wagen. Nein, sie wagen sich nicht einmal zu ihrer eigenen Ratlosigkeit zu bekennen. Ich will hier nicht entscheiden, ob etwa Lenin ein großer Staatsmann war. Aber es ist sicher, daß er einen großen und wirklich staatsmännischen Augenblick gehabt hat: den, als er umwarf, als er sein ganzes Programm zerstörte, als er sagte: So geht es nicht mehr und als er aus einem Programmierer ein wirklicher Tatmensch, d. h. ein ganz gewöhnlicher Mensch wurde, der seine Schwäche eingestand und wieder gutzumachen suchte.

Und hier haben wir ein Kriterium, das bestimmter ist als die bloße Stilkritik, obgleich sich auch aus dieser von vornherein manches für oder gegen die staatsmännischen Prätendenten schließen läßt.

Was auch der kommende Staatsmann tun und unternehmen mag, eines wird er bestimmt nicht tun, nämlich uns die Erlösung durch ein Rezept versprechen. Er mag ein frommer Mann oder ein Zyniker sein, aber er wird bestimmt kein Hinterweltler sein. Gerade das aber sind unsere politischen Wundertäter allesamt, gleichviel, ob sie uns die Erlösung durch die Brechung der Zinsknechtschaft oder durch Vermehrung der künstlichen Düngung und vierfache Ernten versprechen. Nicht, daß sich der Staatsmann im geringsten scheuen würde, solche Mittel mit Dank anzuwenden; aber er, der ganz auf dem Boden dieser Welt steht, wird genau wissen, daß mit einem solchen Einzelmittel, mit einer verkappten Religion, die jeden wirklichen Gedanken aufschluckt, das Gesamtleben, über das er Herr werden muß, nie zu meistern ist. Im Gegenteil, die Zerstörung der verkappten Religion auf politischem Gebiet und ihrer Hoffnungen, das offene Eingeständnis, daß wir uns auf dieser gewöhnlichen Welt und mit dieser gewöhnlichen Welt behelfen müssen, so gut oder so schlecht es geht, wird wohl zu seinen ersten öffentlichen Wirkungen gehören. Und sie wird keinesfalls verfehlen, ihm unsere lebhafteste Abneigung einzutragen. Möglicherweise wird er tolerant sein gegen politische Gegner (wie ja auch Bismarck die Möglichkeit späterer Versöhnung selten ganz aus den Augen ließ und wo er das tat, sehr zu seinem und unserem Schaden); aber er wird mit ziemlicher Sicherheit intolerant sein gegen die verkappten Religionen in der Politik, gegen die politischen Rezepte und Geheimlehren.

Hier ist allerdings eine Einschränkung zu machen, die den Wert des Kriteriums zu mindern scheint. Wir sagten schon oben, daß der Betrüger nicht die charakteristischste und schädlichste Erscheinung in den verkappten Religionen sei. Wenn ein politischer Messias seiner Hinterweltidee, heiße sie nun Kommunismus oder Schwundgeld, ehrlich ergeben ist, so darf man

sicher sein, daß er ein Messias bleiben, nie Staatsmann werden wird. Dagegen scheint es auf den ersten Blick denkbar, daß ein realistischer Staatsmann sich dieser Bewegung bemächtigt, ohne an sie zu glauben, als Betrüger, um sich dadurch Hausmacht zu schaffen. Und in der Tat reden denn auch nicht wenige unserer politischen Wundertäter, wenn man sie auf den unzweifelhaften Widerspruch aufmerksam macht, der zwischen ihrer angeblich ganz realistischen und furchtlos energischen politischen Denkungsart und der Flucht in die Geheimrezepte zweifellos besteht — darauf hinaus, daß dem großen Politiker alles erlaubt sei, daß er alle Mittel zu nutzen wisse. Und sie stellen es schließlich so dar, daß gerade in ihrer Benutzung der politischen verkappten Religionen, die ihnen als populärste Strömungen der Zeit Hausmacht schufen, schon ein Beweis staatsmännischer Begabung liege.

Wir werden später Gelegenheit haben, dem Verhältnis von Ethik und Staatskunst, von Sollen und Müssen, nachzugehen. Hier genügt es völlig, den politischen Realismus zu bejahen. Denn dann sieht man plötzlich, daß gerade die Hinterweltler für einen Staatsmann eine Gefolgschaft bilden, die er denkbar wenig wünschen kann. Der Demagog, der Beifall mit Politik verwechselt, mag mit ihnen ganz zufrieden sein; der Staatsmann wird sie als Sprungbrett kaum benutzen können. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie die Opponenten aus Beruf sind und in dem Augenblick von ihm abfallen, wo er wirklich ernsthaft politisch zu arbeiten beginnt. Denn der Politiker will höchstensfalls die ganze Welt; er möchte in seiner ausartendsten Form über alle fünf Erdteile gebieten. Aber die Hinterweltler wollen ja mehr, wollen das, was auch Napoleon, mit Cäsar potenziert, ihnen nie bieten könnte: ein Reich nicht von dieser Welt, das doch von dieser Welt ist. In dem selben Augenblick, wo er sie zur politischen Arbeit braucht, werden sie von ihm abfallen.

Und hier liegt nun wirklich das, was gegen die Heldenverehrung als verkappte Religion letztens zu sagen ist. Sie schafft

nicht nur falsche Heldenvorstellung; sie lähmt nicht nur den Anbeter, selbst ein Held zu werden; sie ist nicht nur allzu billig zufriedengestellt. Sondern sie ist auch höchst unzuverlässig. Sie versagt sich letzten Endes jedem Heldentum, weil es ihre verkappte Religion nicht verwirklichen kann und weil sie dazu gelangt, den Wundertäter über den Helden zu stellen. Daher kommt es, daß der Verbrauch an politischen Wundertätern in den letzten Jahren noch stärker gewesen ist, als der an parlamentarischen Ministern.

Natürlich gehen diese ganzen Strömungen auf eine Quelle zurück: auf die Anschauung, daß die großen Menschen von dieser Welt eben nicht Menschen, sondern Übermenschen seien. Das Wesen des Übermenschen, wie Nietzsche ihn definiert, besteht darin, möglichst viel von sich fernzuhalten, möglichst sich nicht berühren zu lassen. Der Übermensch ist schon durch diesen einen Zug das Gegenteil von Genie und alles, was in den großen Tatenmenschen an den Übermenschen erinnern könnte, ist eher Schwäche, ein Nichtfertigwerden, ein Sich-in-Eisigkeit verbannen, das sich selbst nicht traut. Während es das Wesen des Genius ist, alles an sich herankommen zu lassen, mit allem fertig zu werden, nichts abzulehnen, großartig und unbefangen zu bleiben.

Wir brauchen hier nicht zu untersuchen, wer länger dauert, der geistige Schöpfer oder der Tatenmensch. Denn die Größten scheinen auch darin allumfassend gewesen zu sein, daß sie es verstanden haben, beides zu sein. Es ist ganz falsch, zu sagen, daß Goethes Gedichte noch dauern werden, wenn die letzte Schöpfung Bismarckischer Staatskunst verschwunden sein wird. Gerechterweise muß man sagen, daß, selbst wenn Bismarcks ganzes Werk verschwunden, ja, selbst wenn ein späteres Geschlecht seine gesamte Staatskunst als schweren Irrtum ansehen sollte, daß dann vielleicht die Liebesbriefe dieses Mannes noch in unvergänglichem Glanze strahlen werden. Umgekehrt haben uns Dutzende von Biographien schon belehrt, daß der Besitz von Goethes Werken vielleicht so wichtig nicht sei, als seine einzigartige Gestalt, sein Schreiben, in dem manches taub ist, nicht

so wertvoll wie sein Tun. Der nutzlose Prioritätenstreit zwischen geistigem Schöpfer und Tatenmenschen, der einen guten Teil der Lebensphilosophie ausmacht, bleibt unter der Wirklichkeit und was mehr ist: wenn er dem Tatenmenschen die Überlegenheit zusprechen will, verkleinert er im selben Augenblick sein Idol und bringt es herab auf die Stufe des Besessenen.

Ganz mit Unrecht. Denn wo ein Wille ist, da ist noch lange kein Weg. Erst wo der Tatenmensch einen Weg sieht, wird sein Wille von Wert. Das Parlament der Paulskirche hatte sehr viele ausgezeichnete Männer; sie waren alle einig darüber, daß sie Deutschland einigen wollten und manche von ihnen waren durchaus nicht energieloser, sondern viel energischer als Bismarck. Sie waren bereit, nicht nur 24 Stunden am Tag für die Einigung Deutschlands zu arbeiten, sondern sie marschierten auch dafür in die Kasematten und vors Standgericht. Aber Bismarck, der Spätaufsteher und Bummler, sah einen Weg, den sie nicht sahen, oder vor dessen Betreten sie zurückscheuten. Bismarck sah ihn und betrat ihn.

Was befähigte ihn dazu? Ganz einfach sein Genie, das nicht weiter erklärbar ist. Natürlich. Aber das Wesen dieses Genies ist eben, daß es keinen Zug des Nietzscheschen Übermenschentums in sich gehabt hat — Nietzsche, in diesem Punkte folgerichtig, hat denn auch Bismarck durchaus gering geschätzt — und daß Bismarck nie den Versuch gemacht hat, einer zu werden. Hätte er ihn gemacht, hätte er durch tatsächliche übermenschliche Anstrengungen zum Ziel gelangen wollen, dann wären wahrscheinlich Sandhaufen, Kasematte oder bestenfalls Auswanderung in die Vereinigten Staaten sein Ende gewesen. Er tat gerade das Entgegengesetzte von Willenskult; er las Shakespeare und hatte seine herzlich unbedeutende Frau sehr lieb. Die Hilfen, die aus dieser Pflege der Phantasie und des Gemütes seiner praktischen Politik gekommen sind, sind im einzelnen nicht abzuschätzen. Aber sie bewahrte ihn vor der Gefahr jedes großen Menschen, zum Übermenschen zu werden und seinen Willen in sich wie einen Wolf rasen zu lassen. Allein die Tatsache, daß er sich gegen die Welt nicht, wie ein

Übermensch, sperrte, gab ihm die Möglichkeit, sein Land zu beherrschen. Der Wille versteht sich für den Tatmenschen von selbst wie für jeden großen Menschen; sein Ziel liefert ihm den Willen; was er braucht, ist gerade das Entgegengesetzte: Phantasie und Gemüt, um der Welt wirklich gewachsen zu sein. Der Wille bricht einmal; nur die ganze Persönlichkeit, die aus allen Quellen genährt ist, findet immer noch Aushilfen.

Man wird vielleicht einwenden, daß die Gleichung Übermensch gleich Willensmenschen zu eng sei, daß der Übermensch noch durch anderes ausgezeichnet werde, etwa durch die unbedingte Liebe zum eigenen Schicksal, durch das unbedingte Wagen und Sich-selbst-vertrauen, komme, was kommen mag: durch die amor fati. Sein Leben auf jede Gefahr leben, das scheint das Auszeichnende des großen Menschen.

Die amor fati, die Liebe zum eigenen Schicksal, wird dann zur verkappten Religion. Sie steht der echten so nahe, daß diese am häufigsten von allen ihren Geschwistern mit der echten verwechselt wird. Dennoch handelt es sich nur um eine Verwechslung. Echte Religion sagt: Drüben wird es unwichtig sein, ob du auf dieser Erde arm oder reich, glücklich oder unglücklich lebst, wenn du nicht gegen Gott und dich selbst lebst. Verkappte Religion sagt: Wie ich leben werde, weiß ich noch nicht. Aber ich werde mein Leben lieben, wie es auch kommt.

Und hier nimmt nun die Heldenanbetung die gefährlichste Form an. Hier wird sie ganz zur verkappten Religion, zur Selbstanbetung. Hier schlägt, wie so oft in den verkappten Religionen, der Willenskult und die Anbetung des Übermenschen, aus denen die amor fati stammt, in ihr eigenes Gegenteil um: in den Verzicht auf jeden Willen.

Wie in allen verkappten Religionen wird hier etwas Bewußtes an Stelle des Unbewußten gesetzt. Alle großen Menschen haben eine mächtige Hand über sich gefühlt. Aber wann? Gerade dann, wenn sie Dingen gegenüberstanden, gegen die jeder Wille machtlos war. Bismarck hat dieses Gefühl einmal so stark gehabt, daß es seiner Umgebung auffiel: nachdem, wider alle Wahrscheinlichkeit, die Kugeln des Attentäters an

ihm vorbeigegangen waren. Gesprochen hat er nicht darüber.

Der Mann der amor fati unterscheidet sich in zwei Punkten: er macht dieses Vertrauen auf höhere Fügung zum beherrschenden Lebensgefühl. Er bemüht sich, es alle Tage zu haben. Und er spricht darüber; er baut geradezu darauf sein Leben auf. Mit anderen Worten: er wälzt aus Furcht vor dem Leben von vornherein durch ein System die Verantwortung für sein Leben von sich ab und faßt statt dessen den festen Entschluß — hier liegt die Verwandtschaft mit dem Willenskult — sein Leben und sich für jeden Fall anbetungswürdig zu finden.

Meine Landsleute haben ein Sprichwort: wat kümmt dat gelt, was kommt das gilt. Aber sie sagen es wie Bismarck, einigermaßen resigniert und humorvoll; in dem religiösen Gefühl, daß der Mensch letzten Endes ein ohnmächtiges Wesen ist. Der Mann der amor fati sagt ganz das selbe; aber voll ungeheuren und unbekehrbaren Stolzes. Er, der voll ungeheuren Selbstvertrauens und Hochmuts ist, hat sich doch vorsichtigerweise eine Versicherungspolice für sein Leben ausgestellt. Größer, aber zutreffender gesagt: er hat eine Methode gefunden, sich selbst rücksichtslos zu belügen, gerade in den Fällen, wo sein Wille, der sein Leben anders führen sollte, versagte.

Natürlich gibt es den bloßen Willensmenschen. Es ist der Yogi, der monatelang hungern, auf einem Nagelbrett schlafen, sich das Gesicht mit Dolchen verzierern und sich lebendig begraben lassen kann. Auch er findet heute Bewunderung und Graf Keyserlings Schule der Weisheit versucht neben anderen Dingen auch eine Schule des Yogitums zu sein. Aber wenn es noch eines Beweises für die Wertlosigkeit des bloßen, losgelösten Willens bedarf, der Yogi liefert ihn, klarer vielleicht als alle bisher betrachteten Beispiele. Natürlich wäre es für jeden von uns wertvoll, wenn er einen so disziplinierten Willen hätte, wenn er so wenig empfindlich wäre. Aber der Yogi erkaufte diesen Willen — durch was? Durch Verzicht. Sein Wille triumphiert, triumphiert in ungeheuerstem Maß über sich selbst. Und im selben Augenblick kann er ihn nicht mehr anwenden.

Er stirbt für die Welt ab, muß dafür absterben. Sein Wille hat kein Objekt und kein Ziel mehr.

Wenn noch bezweifelt werden konnte, ob der Übermensch und das Genie Gegensätze sind: daß Genie und Yogi Gegensätze sind, kann nicht bezweifelt werden. Das Genie nimmt die ganze Welt in sich auf; der Yogi sperrt sie ganz aus sich aus. Aber noch tiefer: Der Yogi, der Willenstriumphant, ist der Mann, der einiges kann, was wir nicht können, und dafür das nicht mehr, was wir alle können. Das Genie ist der Mann, der nur das kann, was wir alle auch können, der nur die Mittel verwendet, die wir alle auch verwenden könnten, aber das auch in einem ungeheuren Ausmaß. Der große Dichter hat kaum neue Formen und Gattungen erfunden; Shakespeare hat beinahe alle seine Dramen gestohlen; aber er hat im Gewöhnlichsten ganz Ungewöhnliches gesehen und gegeben. Es sind die kleinen Dichter, die Yogis, die sich darauf einlassen, neue Dinge auszubrüten, die sich hinter die Welt flüchten, weil sie die Welt nicht zu meistern vermögen. Das Genie macht alle Dinge besser und größer. Nur der Yogi läßt sich darauf ein, neue Dinge zu machen, weil sein Wille zu schwach ist, die alten besser zu machen.